

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337707](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337707)

Das Ei.

Ein Wunderwerk ist das Ei. Zwar wird es gedankenlos von vielen zertrümmert, einzig seines Inhaltes wegen, während seine sinnreiche Einrichtung nur von wenigen erkannt und angestaunt wird. Ein Wundergebäude ist's. An-übertroffen in seiner einfach schönen Gestalt, unerreicht im kunstvollen Aufbau seiner zierlichen Kuppeln und kunstgerechten Gewölbe. Und dieser Wunderbau ist so zart — und doch so fest, daß Du mit der ganzen Kraft Deiner beiden Hände ein Ei, gegen die Enden hin gedrückt, schwerlich zertrümmern wirst.

Ein Wunderding ist das Ei an Inhaltsfülle und Raumerparnis. Ein Ernährungs- und Bekleidungs- und Haus für das hilflose Vöglein ist das Ei; — eine enge Wiege des halb Welttheile durchfliegenden, Weltmeere durchschwimmenden Vogels.

Ein kleines Viertelstündchen dürfen wir schon der Betrachtung dieses Wunderwerkes zuwenden.

Nimm ein Hühnerei zur Hand und mach' es oben auf, so findest Du nahe an der Schale den Eidotter, während sich das schwere Eiweiß mehr unten am Boden hält. Bald gewahrst Du auch an der Oberfläche des Dotters ein kleines, blaßes Bläschen. Das ist der wichtige Keimfleck oder Embryo, aus welchem sich durch Beihilfe der brütenden Henne (in neueren Zeiten vermittelt der Brutmaschinen) bei einer gleichmäßigen Wärme von etwa 39° das Küchlein entwickelt.

Die Hühner brüten 21 Tage, die Schwäne 40 bis 50, die Kanarienvögel 13, die Kolibri 12 Tage. Mit Hilfe von Brutmaschinen und scharfer Mikroskope hat man den sehr interessanten Entwicklungsgang des bebrüteten Eies genau beobachtet und aufgezeichnet.

Die erste Lebensstätigkeit bemerkt man am Keimfleck oder Embryo. Vor dem Bebrüten erscheint der Keimfleck, durch ein Mikroskop gesehen, als eine rundliche Scheibe, aus zwei übereinander liegenden Blättchen gebildet, welche gerade wie ein Deckel oben über der nach der Höhlung des Dotters führenden Röhre liegen. Diese Blätter des Keimflecks bestehen aus mikroskopisch feinen Kügelchen und eben diese kleinen Kügelchen entwickeln sich beim Brüten schon nach Verlauf von wenigen Stunden zu Zellen oder Hautbläschen mit Kern und Flüssigkeit.

Bereits gegen die fünfzehnte Stunde der Bebrütung erhebt sich auf dem oberen Blatte des Keimflecks ein kleiner, ungleich dicker Streifen in der Richtung der kurzen Achse des Eies. Das ist der erste Anfang der Wirbelsäule oder des Rückgrates. Wiederum nach 6—8 Stunden erheben sich die Ränder der Längsseiten jenes Streifens. Indem sich die Ränder zusammenneigen, verwachsen sie schon und bilden das Rückenmarks-

rohr. Bald zeigen sich an beiden Seiten dieses Rückgrates die Ansätze der Wirbel, deren oberste sich schnell durch blasenartige Anschwellung zum Schädel erweitern werden. Am Ende des ersten Tages lassen sich sogar sehr feine erste Blutzellen erkennen.

Am zweiten Tage geht die Entwicklung des Kopfes rüstig weiter. Auch wird der Grund zum Herzen als einer Art Röhre mit zwei Hauptpforten gelegt. Das Blut beginnt seinen Kreislauf. Unser Vögelchen lebt, es besitzt schon Kopf und Herz. So hat man Tag um Tag die Entwicklung im Ei beobachtet, wie sich aus dem kleinen Keimfleck, genährt vom Eidotter und Eiweiß, in 21 Tagen ein munteres Küchlein entwickelt; aus dem kalten Ei ein lebenswarmes Vöglein mit zarten Knöchelchen und kleinen Muskelfäserchen, von den zarresten Nervenfasern durchspinnen, von den verwickeltesten Blutäberchen durchzogen, das Ganze in ein dichtes Haulumen- und Federmantelchen eingehüllt — fürwahr ein sichtbares Wunder.

Bei der durchaus zarten Natur dieser Vorgänge ist es selbstverständlich von entscheidender Wichtigkeit, daß beim Bebrüten der Keimfleck oder Embryo möglichst nahe an die warme Brust der Henne gebracht werde, daß er aber nicht auf den kalten Boden des Nestes zu liegen komme. Sehen wir nun, wie einfach, sinn- und kunstreich dieses von der Natur erreicht wird.

Der Eidotter ist eine Kugel, bestimmt, wie bemerkt, zur Ernährung des Embryo, deshalb befindet er sich auch durch eine Art Röhre mit dem Dotter in Verbindung gesetzt. Nun schwimmt der Eidotter, eben weil er leichter, etwas oberhalb in dem umgebenden Eiweiß. Jedoch zwei Dotterbänder an zwei verschiedenen Stellen des Dotters befestigt, halten den Dotter mit dem Eiweiß verbunden und gleichsam verankert, sodaß er wie eine Boje im Eiweiß schwimmt.

Ebenso sitzt wegen des ungleichen spezifischen Gewichtes der noch leichtere Keimfleck oben auf der Dotterkugel, also ganz nahe an der Oberfläche der Schale.

Man sieht auf den ersten Blick, daß dieses die beste und zweckmäßigste Lage des Embryo ist, damit er von der aufliegenden Bruthenne möglichst viel Wärme zugeführt erhalte.

Vorhin beim Aufmachen des Eies fanden wir den Keimfleck oben auf dem Dotter in der Nähe der Schale.

Wie aber wird's, wenn wir durch Drehen die Lage des Eies verändern?

Geseht, die Drehungsachse ginge durch den Mittelpunkt der Dotterkugel, entsprechend ihrem größten Durchmesser, so würde sich der Dotter nicht umwälzen oder eine andere Lage annehmen, weil bei dieser Voraussetzung der Schwerpunkt

und Durchmesser zusammenfallen. Kann sich aber der Dotter nicht im Ei umwälzen, so tritt leicht der Fall ein, daß der Dotter samt dem Embryo unten am kalten Boden zu liegen kommt, ein Umstand, welcher das Ausbrüten der Eier durchweg in Frage stellen würde.

Nun ist aber nach des Schöpfers weisem Plane das eine Ende des Eies leer geblieben und ein zartes Häutchen über den leeren Raum gespannt, wie jeder beim Abschälen eines rohen Eies oftmals gesehen. Infolgedessen ist der größte Durchmesser des Eies von dessen beiden Enden wesentlich verschoben, sodaß die Drehungsachse unterhalb des Mittelpunktes der Dotterkugel durchgeht. Deshalb muß die Kugel des Dotters sich jedesmal drehen, sobald das Ei eine andere Lage annimmt. Und weil der Eidotter leichter als das Eiweiß, der Keimfleck aber noch leichter als das Eigelb ist, so muß bei jeder veränderten Lage des Eies der Keimfleck mit Notwendigkeit immer oben nahe unter der Oberfläche der Schale bleiben, um am meisten der Wärme der brütenden Henne ausgesetzt zu sein.

Aus dieser Lage des Embryo erklärt sich leicht, weshalb bei öfterem und längerem Verlassen des

Nestes von Seiten der Henne die Bruteier so schnell faul geworden, d. i. die Embryonen gestorben sind: weil sie am ersten und meisten der tödlichen Kälte ausgesetzt waren.

Nach drei Wochen fallen die Küchlein aus, nachdem die Eier beim Brüten, wie Eiermal berechnet, 3 Drachmen und 6 Gran an Gewicht verloren. Aller Austausch von Kohlen- oder Stickstoff ist durch Endosmose und Exosmose der Häute leicht vonstatten gegangen — eine bekannte, aber sehr wenig erklärte Erscheinung.

Und damit das Wunderwerk des Eies auch im letzten Stadium der Entwicklung seines Meisters würdig erscheint, hat die Natur dem aus schlüpfenden Küchlein einen Kalkzahn, der aber gleich nach dem Gebrauch in zwei oder drei Tagen abfällt, verliehen. Mit diesem Zahn auf der Spitze seines Oberchnabels ritzt und schließt das Küchlein von innen die Eierschale auf. Durch die Spalte schlürpft nun der kleine Gefangene die zu strömende Luft in vollen Zügen, er reckt sich und streckt sich mit steigender Kraft. Das zarte Küchlein tritt an's volle Tageslicht und schmiegte sich dicht an die warme Brust der sorglich glucksenden Henne.

Die Wette. Zwei wichtige Studenten unterhielten sich im Nebenzimmer eines Gastwirts in Freiburg i. Br. sehr lebhaft. Darauf bot der eine dem anderen laut eine Wette von einem Doppelliter bestem Kaiserstübler an. Der andere nahm sie an und der Wirt war augenblicklich mit der Frage bei der Hand, ob er den Wein vorläufig bringen sollte? Man bemerkte ihm, daß dies wohl geschehen könne, jedoch würde die Wette nicht eher bezahlt werden, als bis sie entschieden wäre. Er war damit wohl zufrieden und der Wein wurde genossen. Schmunzelnd wünschte unterdessen der Wirt zu wissen, welches der Gegenstand der Wette sein möchte? „Ich behaupte“, fing der eine an, „das Martinstor werde, wenn es umfallen sollte, nach der Südseite hinfallen, mein Freund aber behauptet das Gegenteil.“ Es blieb dem Wirt nichts anderes übrig, als gute Miene zum Herzeinfalle zu machen.

Schwere Wahl in teurerer Zeit. Der Michel trägt in der rechten Rocktasche sein Frühstück, weichgelochte Eier und seinen Rauchtobak. Unterwegs merkt er, daß der Tobakbeutel zerrissen und die Eier zerbrüht sind. Soll ich jetzt, überlegte er, den Mischmasch betrübt betrachtend, die G'schicht essen oder rauchen?

Schrägisch. „Maier, wäißte nicht, was der Hennoch macht?“ — „Schlecht gebts ihm, hat er doch gefriert 25 Stockprügel.“ — „Was, wosor denn?“ — „Borm Rathaus.“ — „Nein, ich meine worüber?“ — „Nu, über die Bank!“ — „Nein, Du verstehst mer nich, wo druff?“ — „Miß'n Toches!“ — „Waih' mer, Gott der Gerechte, ich maine, was hat er getan?“ — „Geschrien hat er!“

Eine zärtliche Mutter. Else: „Mama! Mama! Der Fritz ist in eine Dunggube gefallen — eben bringt ihn der Knecht!“ — Mutter: „O Gott, ich riech' ihn schon!“

Schulhumor. Lehrer: „Wer hat die Ehe eingesezt?“ — Schüler: „Gott!“ — Lehrer: „Necht so! Und wo hat Gott die Ehe eingesezt?“ — Schüler: „Im Paradies!“ — Lehrer: „Mit welchen Worten?“ — Schüler: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Dir und dem Weibe!“

Abgetrumpft. Städter: „Wenn ich ein Bauer wäre, würde ich die Landwirtschaft viel rationeller betreiben und sie müßte sich dann auch viel rentabler gestalten.“ — Tannenbauer: „Und wenn ich ein Städter wäre, würde ich über Sachen, die ich nicht verstehe, gar nicht sprechen.“

Die militärische Köchin. Hausfrau (zur Köchin, die eine Anzahl Liebesbriefe verbrennt): „Mina, was verbrennen Sie denn da?“ — Köchin: „Meine Militärpapiere, Madam!“

Mißverständnis. Standesbeamter (zum Manne, der die Geburt eines Knaben meldet, das Datum fragend): „Hm, also der zehnte heut?“ — Mann: „Bewahre! Es ist erst der achte, zwei davon sind tot.“

Bedenkliche Zustimmung. Weinwirt: „Bei dem Wein seh' ich zu; glauben Sie?“ — Kunde: „Gewiß, den Apfelmoss hab' ich gleich herausgeschmezt.“

Der Stadtmühlekarren von Wolfach.

Eine fröhliche Johannisfeuer-Geschichte von Wilhelm Fladt.

„An derno“ sagte der Krausenbed von Wolfach, zog die weiße Zipfelpappe über den haarblonden Obertheil seiner Stadtratsstirne und schlüpfte unter das rot- und weißkarierte Deckbett, „derno isch no die Raibegschicht von bene Lusube wegen em Johannisfür vorlumme“.

„Wegen em Mühlkarre?“ frug wißbegierig die Frau Stadträtin Krausenbed aus der behänderten Nachthaube heraus.

„Igschperre! wurd er, der Mühlkarre!“ erklärte der Herr Stadtrat Krausenbed. „Derno sollen en die Sibiane hole!“ drehte sich auf die Seite herum, zog die Bettdecke über die Ohren und schnarchte bald darauf den Stadtratschlaf des Gerechten.

Und damit war zum Leidwesen der wißbegierigen Frau Krausenbedin jede weitere Erörterung über die amtsgeheimnisumhüteten Beratungen des Wolfacher Stadtrats für heute geschlossen. Aber wenigstens konnte am andern Morgen die Frau Nachbarin Fuchschwänzin, des Sturmlehrners Penzel und die Wyzant-Muhme mit badosen- heißen Kreuzerwedden die brühwarne Neuigkeit nach Hause nehmen, daß diesmal die Wolfemer Lausbuben sich für die Fahrt zum Johannisfeuer den Mühlekarren malen könnten.

Und dennoch war die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Denn Zeuge des weiderwichtigen Bäderstübentratsches war unversehens Pauli, der Bedenlehrer gewesen, weil er im kritischen Augenblick gerade eine Zeine voll heißer Brötchen durch die Türe geschoben hatte.

Wenn aber Bäderbuben etwas wissen, dann ist ihr Wissen alsbald das laute oder stille Geheimnis aller halb- oder ganzwüchigen Buben des weiten Gassenkreises.

„Des tät grad no fehle!“ hatte der Wallus Nibel, der längste der Wolfacher Schulbuben auf dem Heimweg von der Schule seiner aufgeregten Mitschülerschaft doziert, als irgend einer von der neuesten Wolfacher Stadtratsweisheit erzählte.

Es war ein unverbrieftes Recht, auf jeden Fall aber ein Recht der Wolfacher Schuljugend, alljährlich am Sankt Johannistag droben am Berg einen ragenden Holzstoß zu schichten, ein lustig Feuer draus anzubrennen unter „Schiboh schiboh!“ glimmende Scheiben den Berggang hinunterzuschleubern.

Sollen einmal die vom Stadtrat Holz zu einem Johannisfeuer auf den Berg farren, wenn sie keinen Mühlekarren haben! Seit unvorordenlichen Zeiten war es Brauch und Sitte, daß die Wolfacher Jugend zu einer lustigen Fahrt nach dem Johannisrain den Stadtmühlekarren kriegte. Und ebenso selbstverständlich war es, daß bei der Abholung dieses Mühlekarrens die Vorstädteins-

Buben unter Johlen und Schreien den Städtleins-Buben die Hosensböden und fenstige schidliche und unschidliche Mählein verjohnten. Manches Mal allerdings war es auch umgekehrt, meistens jedoch so, daß die Ehrentracht der beiderseitigen Prügel nach hüben und drüben ehrlich und redlich geteilt war.

Und sondermaßen und derohalben ein hochpreisliches Oberamt an solchen Vorkommnissen das übliche Argernis genommen, ward am 21. des Junius anno 1736 einem wohlblöblichen Wolfacher Stadtrat obrigkeitlich verordnet worden:

„Es ist schon an vielen Jahren heru der bögt ärgerliche und gefährliche Mißbrauch jedesmalen in festo Johannis Baptistae (24. des Monats) ohnverantwortlicher Dingen gestattet worden, daß sich die Vorstädler und halbgewachsenen Stadtbuben um den Statt Mühle Karren, mit welchem selbige nach der Handt zum St. Joannsefyr Holz herbeigeführet, mit Briglen und Stedchen geschlagen und gerauft, wobei sich dem sichern Vernehmen nach dann und wann solche harte Straich geäußert, daß ain und andere Buben schier todt auff dem Blaz gelegen. Daher, diesem schandlichen Mißbrauch fürderhin vorzubeugen ein fürgeßet Oberamt anbefehlen lassen, daß in Steuerung solchen Anjugs bejorgter Statt Mühlen Karren hinsüro um fraglich Zeit einzusperrn seze.“

Also sprach nach dem Stadtratsbeschuß des Abends zuvor, andern Morgens, Lorenz Sandhaas, der Wolfacher Stadtschultheiß zu Bartolomäus Schillinger, dem Stadtbüttel:

„Dr Stadtmüller soll au de Mühlkarre isperre!“
Bartolomäus Schillinger, der Stadtbüttel salufierte gehorjamst, stapfte sogleich die Gasse hinauf, verjah aber vorerit seine stadtheuigkeitenverkündenden Ausschellerpsüchten, beaugenscheinigte sodann die vorgeschriebene Reinlichkeit in den fünfzehn marktumliegenden Trinstuben und begutachtete so nebenher die Güte unterschiedlicher Schöpplein. So gegen Abend aber kam er dennoch zu Joseph Hug, dem Stadtmüller und meldete pflichtschuldigst, aber unsicher die Rechte am breitschattigen Rappenschild:
„Dr Stadtschultes — wupp — loht lage — wupp — Ihr sollen au — wupp — de Mühlkarre isperre!“

„Des lasch selber bjorge, Bartle!“ meinte gutgelaunt der Stadtmüller und deutete dabei mit dem Daumen über die Achsel weg nach dem Mühleschuppen.

„Woll woll!“ beeilte sich der Bartle, der freundlichen Einladung zu willfahren und hatte schon ein ganz bestimmtes Vorgefühl, weil man gerade für die Mühlburschen den Bepertisch richtete.

Aber nach einer Weile schon kam der Stadtbüttel Bartolomäus Schillinger zum Stadtmüller zurück und meldete enttäuscht:

„Dr — Mühlkarre — wupp — isch jo gar nit do!“

„So so!“ brümmte der Stadtmüller. „Wurd er halt furt sit!“

„Ja! — Wupp!“ garte der Bartle verlegen. „Wa soll i jez em — wupp — em Stadtschultes melde?“

„He, daß er nit do isch!“ lachte der Stadtmüller und Bartolomäus Schillinger, der Stadtbüttel stapfte gemächlich mit etlichen Anwegen nach dem Rathause zurück, wo er allerdings Seine Gestrengen, den Herrn Stadtschultheizen nicht mehr vorfand. Pflichtschuldigst schaute er drum nach, ob er vielleicht im roten Leuen oder im güldenem Hirzen sitze, sein Abendhüpplein zu pfezen. Und da seine Nachforschungen dort nicht zum gewünschten Ziele führten, setzte er seine Auffindungs-tätigkeit in der Stube, in der Sonne, im Salmen, im Adler, im Engel, im Ochsen, im Lamm und in der Krone fort, um endlich zuguterletzt den Gesuchten im Straßburger Hof zu finden.

Lorenz Sandhaas, der Stadtschultheiß quittierte die etwas verwadelte Meldung des Stadtbüttels mit der seelenruhigen Feststellung:

„Derno ka mer halt de Mühlkarre nit isperre!“

Schlichdrig wie Stadtschultheiß nun einmal sind, dachte er dabei an den Oberamtmann, der nun alle Augenblicke mit verrückteren Anordnungen in die Stadtverwaltung hineinredete. Man war doch auch einmal jung gewesen. Und zu einer Wolfacher Johannisfeuerfreude gehörte eben wenigstens sechsmal im Leben auch ein Budel voll Prügel. Er, der Stadtschultheiß, hatte die seinigen sogar in acht Nationen erhalten. Dem Oberamtmann allerdings tat er so eine gesunde Tracht Klopfs mit einmal gönnen.

Ganz recht traute der Stadtschultheiß aber dem guten Wetter doch nicht, drum ging er andern Morgens selber in die Stadtmühle, nach dem Rechten zu sehen.

„Dr Mühlkarre?“ sagte mit einem boshaften Augenzwinkern der Stadtmüller. „Dr Mühlkarre isch sit gestert Morge gichtohle!“

Der Stadtschultheiß mußte hell auflachen und der Stadtmüller lachte mit.

„Ich hätt en au gichtohle!“ beteuerte das Stadt-oberhaupt und klopfte mit verstehendem Schmunzeln dem Stadtmüller vertraut auf die Achsel.

Die Beiden kannten ihre Wolfacher Buben und hatten auch wirklich in ihren unausgesprochenen Mutmaßungen recht, denn am Johannistag war auf einmal der Stadtmühlkarren wieder da. Aber ganz hinten im Vorstädtle erst haben sie ihn gefunden. Der Gallus Ribel war dabei und die ganze Rotte der Wolfacher Städtleinbuben. Und

es gab dabei eine so ergögliche Prügelei, daß die um den Besitz des Karrens kämpfenden erst auseinandergebracht werden konnten, als der Stadtbüttel mit zwei gefüllten Feuereimern dazwischen fuhr.

Diesen schädlichen Augenblick benützte der lange Gallus Ribel, sich an die Karrendeichsel zu spannen und unter Gefolgschaft einiger eben so rasch Entschlossener den Vorstädtleinbuben den gestohlenen Stadtmühlkarren zu entführen.

Aber schon setzten ein paar weniger Verblüffte johlend hinterdrein und gerade beim Amtshaus unter den Fenstern des hochgestrengen Herrn Oberamtmanns gab's einen erneuten Aufenthalt, der mit Toben, Schreien, Hosenbödenverwalten und Köpferdreschen gebühlich gefeiert wurde.

Das Ende vom Lied war allerdings, das auf Befehl Seiner allerhöchstgestrengen Autorität der Amtswaibel wie ein siedig Donnerwetter dazwischenfuhr, drei der schlimmsten Erbschwächte an den Schlappohren auf die Amtstanzlei zertr und die Übrigen zu allen Driehenkern jagte.

Unter den dreien war mit zwei großen Prügeln der Gallus Ribel, der Hauptauszub von Wolfach, den der Herr Oberamtmann auf drei Tage Schellenwerk in den Herrschaftsgarten schidte. Von den zwei mitverwischten Lehrbuben bekam jeder fünfzehn mit dem oberamtlichen Ochsenziemer.

Aber das St. Johannisfeuer ist selbige Nacht doch angezündet worden und als das erste glühende Scheidenrad den Berghang hinuntersetzte, sangen übermütige Wolfacher Knabenlehlen:

Schibeh! Schiboh!

Wem soll die Schibe geh?

Em Oberamtmann z' Wolfe

der hett us bigott g'olfe

Schibeh! Schiboh!

un s' Schibli fahrt de Rai nab

un schlaat em d' Karredeizlen ab.

Schibeh! Schiboh!

Im Wolfacher Stadtarchiv schlät ein ergögliches Amtsprotocollum de dato 26. Junii anni 1736, worin der Vorfall hochamtlich verlaublich ist. Und gerade über der verjähnröckelsten Unterschrift des Herrn Oberamtmanns steht oberamtsgestreng, „daß man dem Stadtmüller Joseph Hug auf künftige Zeiten hin allen Ernsts anbefohlen, an dem jeweiligen Johannis Baptistas-Feste bei Vermeidung von zehn Reichsthalern Straf den Stadtmühlkarren eingesperrt zu halten und falls selbig ein oder den andern Tag vorherhinwegkomme, es ohnverweilen dem Schultheizen anzuzeigen, damit selbiger aufgesucht und in Verwahrung geben werden könnte“.

Der Stadtschultheiß Lorenz Sandhaas und der Stadtmüller Joseph Hug sollen den Empfang dieses neuesten Oberamtsbefehls mit einem verstehenden Schmunzeln quittiert haben.

Der deutsche Flachsbaum im Wandel der Zeiten.

Soweit es sich durch die Überlieferung feststellen läßt, ist die Kultur der Flachspflanze auf außereuropäische Länder zurückzuführen und scheint ihre früheste Heimat Persien und Südkaukasien zu sein. Auch wurde im alten Ägypten Flachs angebaut. Von dort aus wurde die Flachskultur nach Griechenland eingeführt. Dort brachte man es in der Herstellung feinsten Gewebe außerordentlich weit und wurden dieselben namentlich in Rom hochgeschätzt und teuer bezahlt. Im Laufe der Zeit wurde auch in Italien der Lein gepflanzt und die Leinengewebe wurden Gemeingut der ganzen Bevölkerung. Von Italien aus verbreitete der Lein sich nach Spanien und von hier aus nach Frankreich, England, Deutschland und den westslavischen Ländern.

Die frühesten Nachrichten über den deutschen Flachsbaum finden sich bei dem römischen Schriftsteller Plinius, der in seiner „historia naturalis“ ausführlich den Flachsbaum der Römer schildert und anschließend daran auch bemerkt, daß in Germanien der Flachsbaum stark verbreitet wäre. Nähere Angaben über den deutschen Flachsbaum finden wir in den Berichten von dem römischen Schriftsteller Tacitus. Von ihm wissen wir auch, daß es unsere Vorfahren bereits verstanden haben, die Leinengewebe rot zu färben.

Aber die Art der landwirtschaftlichen Flachskultur und die Flachsveredelung jener frühesten Zeiten sind nur wenig Angaben überliefert worden. Bekannt ist jedoch, daß das Spinnen und Weben von den Frauen ausgeführt wurde. Mit dem Sezhaftwerden der deutschen Stämme spielte der Flachsbaum und die Flachsbearbeitung im deutschen Haushalt allmählich eine immer größere Rolle. Die Spindel galt lange Zeit hindurch als das Wahrzeichen der Weiblichkeit. Auch Fürsten legten großen Wert darauf, ihre eigenen Töchter im Spinnen und Weben unterrichtet und beschäftigt zu wissen. Allgemein bekannt ist, daß besonders Kaiser Karl der Große besonderen Wert darauf legte, daß seine Familie selbstgesponnene und -gewebte Kleider trug. Einhard, der die Lebensgeschichte Karl des Großen schrieb, berichtet z. B.: „Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterkleider, darüber ein Wams, das mit seidenen Streifen verbrämt war. Ausländische Kleidung wies er zurück.“ Seine Töchter beschäftigten sich mit Spindel und Spinnroden, wie denn überhaupt in allen großen Haushaltungen Flachs zu Leinwand gewebt und Kleider hergestellt wurden. Auch seine Gemahlin Luitgart trug „ein Kleid von Linnen in Purgur getaucht“. Schon im 12. Jahrhundert ist in Spanien aus Flachs Papier hergestellt worden, welches sich dann bald allgemein einführte.

In den Niederlanden wurde ebenfalls im 12. Jahrhundert bereits die Leinwand und das Leinöl zur Malerei verwendet. Auch in den slavischen Ländern dehnte sich um jene Zeit der Leinbau sehr stark aus, sodaß sich aus diesen Ländern bald ein lohnender Tauschhandel entwickelte; besonders nach dem Süden war das Leinen ein sehr begehrter Ausfuhrartikel. Der Bedarf von Leinwand wurde im Mittelalter auch dadurch gesteigert, daß man anfing, sich der leinenen Tischtücher zu bedienen. Der Handel mit Leinwand nahm allmählich einen sehr großen Aufschwung. Daß derselbe imstande war, Reichtümer zu schaffen, zeigt Johann Fugger von Augsburg. Dieser, vorher ein armer Leineweber, betrieb einen namhaften Ausfuhrhandel in Leinwand. Seine Nachkommen setzten den Leinwandhandel in großem Maßstab fort und konnte ca. 200 Jahre später ein gewisser Anton Fugger ein Vermögen von mehr als 100 000 000 Mark hinterlassen.

Der deutsche Flachsbaum und die Flachsindustrie hatte im 15. Jahrhundert wohl ihren Höhepunkt erreicht. Die dann folgenden Religionskriege, besonders der 30jährige Krieg, haben unter vielem andern auch die blühende Flachsindustrie zerstört.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben mit dem Auftreten der billigen amerikanischen Baumwolle die mech. Baumwollspinnereien und Webereien dem Flachs scharfe Konkurrenz gemacht. Die Baumwollserzeugnisse verdrängten die teuren Leinenwaren auch deshalb, weil der Bevölkerung die bunten und mit vielen Mustern versehenen Baumwollstoffe besser gefielen. Durch die Einfuhr der Baumwolle wurde der ländliche Flachsbaum in Deutschland sehr stark getroffen, weil die Baumwollwaren durch ihre Billigkeit besonders auf dem flachen Lande Eingang und Schätzung fanden.

In den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts gewann die Einfuhr des russischen Flachs große Bedeutung. Die Verhältnisse in Rußland gestatteten eine so billige Erzeugung, daß der deutschen Leinenindustrie mit billigen russischen Flachsen die Herstellung von Leinenwaren zu Preisen möglich war, welche den Vergleich mit den Preisen der Baumwollgewebe gut aushalten konnten.

Der Flachsbaum ist in Deutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus den vorher geschilderten Gründen immer mehr zurückgegangen und wurde, außer in Schlessien und einigen Gebirgsgegenden, Flachs in nennenswertem Umfang nicht mehr angebaut. Erst durch den Weltkrieg hat der Flachsbaum in Deutschland wieder an Bedeutung gewonnen. Erfreulicherweise hat auch die badische Landwirtschaft regen Anteil an der

Ausdehnung des Flachsbauens in den letzten Jahren genommen. Im Jahre 1913 hatte Baden eine Anbaufläche von ca. 80 Hektar, der im Jahre 1922 eine solche von ca. 1200 Hektar gegenübersteht.

Der Flachsbau sollte allmählich wieder in jedem landwirtschaftlichen Betriebe eingeführt werden. Für die heutigen Zeitverhältnisse gibt es wohl kaum eine Kulturpflanze, deren Erträge eine so vielseitige Verwendung im Haushalt und Wirtschaftsbetrieb des Landwirts findet, wie die des Leins. Die Faser des Flachses liefert über die Spinnerei und Weberei Garne und Zwirne aller Art, Roh- und Weißleinen, Drillich, Handtücher, Bettzeug, Sackwillig usw.

Die LeinSaat ist das bestmüchlichste und begehrteste Hausmittel für Kälbertränke und Jungviehauzucht und ein unentbehrliches Tierarzneimittel.

Der bei der Leinölgewinnung verbleibende Leinluchen ist als Selbsterzeugnis wohl auf Jahre hinaus das billigste und beste Kraftfutter für Milch- und Mastvieh. Das beim Schlagen des Leins gewonnene Leinöl ist in manchen Gegenden Deutschlands als Speiseöl außerordentlich beliebt und dient andererseits zur Herstellung der in jedem landwirtschaftlichen Betriebe erforderlichen Elfarbenanstriche, für Holzgerätschaften, Möbel und landwirtschaftliche Maschinen.

Die Nützlichkeit des Flachsbauens wird von Koesner mit dem nachfolgenden Verse besonders treffend gezeichnet:

Die nützliche Pflanze, der löbliche Lein,
Voll wieder gewürdigt, gepriesen soll sein!
Wo wär' ein Gewächs wohl, vollwertig wie sie;
Kleid gibt sie, gibt Nahrung für Menschen und Vieh!

In Bruchsal.

's Pechhanse Bue, de Koliba,
Zündt i sim Nocher 's Hüsli a.
Worum? Wil de si Töchter nit
Als Frau dem junge Lusue git.

Er chunnt i's Zuchthaus siebe Johr.
Im vierte b'suecht en uf's Neujohr
Sie Mueter z'Bruchsal. Ihre Bue
Ish g'lund und g'fräß und froh dazue.

Sie Zell' isch sufer und isch warm,
Und 's Brod isch wissler, Gott erbarm!
Als sie deheim händ uf em Wald;
Und alles würd vom Staat bezahlt.

„Bue“, sait sie denn, bevor sie goht,
„I gib der no en guete Roth:
Bue dene Herre, wa sie wönd,
Damit sie dich au b'halte dhönd!“

Hans M. Grüniger.

È Bri-ef us d'r Haimet.

Li-eber Belder!

Ich han D'r no lai Bri-ef g'schickt, sit ich D'r fletscht mol g'schriebe han, weil m'r in e ander Dorf zoge sin un it g'wisht hen, ob e Bri-ef Dich errieche dät. Dez aber ergrief ich mit Vergniege b'Bedere, um Dich zue benochrichtige, daß Din einziger no lebiger Onkel Frih dot isch. Er isch ganz plögli eweg-g'schorbe no e schli-echende Krankheit vo ser Woche. Er hat starki Krämpf ta, isch aber-vollschbändig ru-ebig un ganz sprochlos do g'lege un het allewil no Wasser g'schraue. Ich siriicht, si latschte Krankhet isch schuldig g'si an sim Dot, denn er isch in d'r ganze Zit laini zwai Däg wohl g'si, un wo-er sin latschte Notenzueg g'macht het, het d'r Dok't'r alli Hoffnig un Besserung ufgei. Sei so guet un brich des schwaz Siegel, mit dem d'r Bri-ef verschlosse isch, erscht in zwai bis drei Däg no Empfang des Bri-efs uff, denno wirsch du wohl g'ni-egend vorbereitet si, um di-e trurige Nochrict z'here. Dini ehemolige Brut gri-echt Dich unbekannter-wis. In d'r Hoffnig, daß Du Dich so guet sibstcht, wi-e ich es bin, schli-efte ich

Din Onkel

Hans.

Studentenstreich.

Vor vielen Jahren, so erzählt man sich in Freiburg i. Br., lehrten beim „Schenkelewirt“ in Ebnet (bei Freiburg) eine Korona fideler Musenöhne ein. Vielleicht hatten die Jünger der Wissenschaft — sagen wir ausnahmsweise — etwas Mangel an Abersluß, vielleicht war es reiner Abersmut, kurz, man beschloß, dem wegen seiner Verbheit bekannten Wirt einen Streich zu spielen. Bald war unter den Brüdern, nachdem der größte Durst nicht mit dem Schlechtesten gestillt war, ein richtiger Kadau im Gange. Als der Wirt neugierig nach der Ursache fragte, erklärte man ihm, es handele sich darum, wer der schnellstgigste sei, man wolle deshalb einen Wettlauf veranstalten, wer verliere, solle die Zeche bezahlen. Die Neubeit übte ihren Reiz. Der gute Mann amüsierte sich köstlich. Er spreizte sich mit Frau Gemahlin unter die Türe seines Hauses, um Augen und Herz an dem Anblick laufender Studiosi zu weiden. Die aber stellten sich auf, natürlich in der Richtung nach Freiburg. Der „Schenkele“ gab selbst das Zeichen zum Anlauf und in kurzen Augenblicken waren die mutigen Renner auf vorläufiges Nichtwiedersehen verschwunden.